

ALBUM-CHECK I

Klassik

Matthias Kirschner
„Time Remembered“, 36
Klavierstücke von Bach bis Bill
Evans

Berlin Classics



Eigentlich ist der in Dorsten geborene Pianist Matthias Kirschner mit seinem in die Zukunft gerichteten Blick stets auf der Suche nach Neuem. Als Pianist, Veranstalter, Lehrer und Festivalleiter. Nach fast 50 Jahren erlaubt sich der 61-jährige Musiker jetzt einen Blick zurück. Unter dem Titel „Time Remembered“ präsentiert er auf zwei CDs 36 Klavierstücke, mit denen er besondere Erlebnisse verbindet. Persönlicher geht es kaum und bunter noch weniger. Sieht man von der hohen kompositorischen Qualität dieser bizarren Mischung denkbar unterschiedlicher Werke aus 400 Jahren ab, mutet das Album wie ein willkürlich zusammengewürfeltes Sammelsurium an. Bringt man jedoch die Miniaturen mit den im Programmheft skizzierten persönlichen Erlebnissen des Musikers in Verbindung, hört man das ein oder andere Stück mit anderen Ohren. Etwa Bill Evans titelgebende Ballade „Time Remembered“ in Erinnerung an Kirschners Detmolder Studienjahre oder George Harrisons Hit „Here Comes the Sun“, der den Knaben in seiner Zeit in Windhoek begeisterte. Von den unzähligen klassischen Beiträgen nicht zu reden, die von Frescobaldi und Bach bis Takemitsu und Ligeti wie ein „Who is Who“ der Komponisten-Elite anmuten. Den fein differenzierten, je nach Bedarf ebenso schlicht introvertierten wie vital auftrumpfenden Interpretationen hört man die enge Beziehung des Pianisten zu den Werken an. Das richtige Futter für Freunde erlesener Miniaturen. (P. Ob.)

Klassik

Anastasiya Dranchuk
„Rites de Passage“ – Klavierwerke von Tschaikowsky, Fazil Say, Schubert und Liszt

Ars Produktion



Es ist sicher legitim, wenn eine junge Musikerin wie die kasachische Pianistin Anastasiya Dranchuk für ihr Debüt-Album zu Werken greift, die ihr besonders am Herzen liegen. Allerdings sollte man gerade beim Einstieg in den Medienmarkt nicht den Repertoirewert der Zusammenstellung außer Acht lassen. Und da besteht für Mikhail Pletnev's effektvolle Klaviertranskription von Tschaikowskys Nussknacker-Suite sowie Liszts Mephisto-Walzer und dessen Bearbeitung von Schuberts „Gretchen am Spinnrade“ kein nennenswerter Bedarf. Zumal die Pianistin die Stücke zwar mit kraftvollem Zugriff, aber in Sachen Anschlagkultur und klanglicher Delikatesse recht robust und zu wenig differenziert angeht. Besonders den filigranen Miniaturen aus der Ballett-Suite fehlt es an nötigem Feinschliff. Besser geraten die fünf Ausschnitte aus Fazil SAYS zehnsätziger „Troy Sonata“, einer klingenden Auseinandersetzung mit dem Trojanischen Krieg. Allerdings scheint weniger Homer SAYS Inspiration beflügelt zu haben als pralle Darstellungen auf der Kino-Leinwand. Die Charakterisierung der nicht ganz unschuldigen Helena gerät doch arg seicht, das Städteporträt Trojas fast salonhaft süß. Immerhin klingen zwischen wuchtigen Kriegs-Szenen auch zartere Töne an, die die Pianistin sensibler zum Ausdruck bringt als die populäreren Stücke. Dem Titel des Albums „Rites de Passage“ (Übergangsritus) hätte man mit passenden Werken besser gerecht werden können. (P. Ob.)

KONTAKT

Kulturredaktion

☎ 0241 5101-429
🕒 Mo.-Fr. 10-18 Uhr
✉ kultur@medienhausachen.de

Maximale Intensität eines Zweifelnden

Jazz-Saxofonist Joshua Redman macht auf seinem Album „Where Are We“ fast alles anders, aber vieles ganz richtig.

VON MICHAEL LOESL

Neue Band, neues Label und erstmals mit Gesang: Auf „Where Are We“, dem gerade erschienenen Album des Saxofonisten-Stars Joshua Redman, bleibt nichts beim Alten. Und doch sind zwei Konstanten im Schaffen des nunmehr 54-jährigen Modern-Jazz-Helden allseits spürbar. Da ist zum einen sein gesteigertes Qualitätsbewusstsein. Kein Ton verlässt die Redman-Musikmanufaktur, ohne maximale Intensität aufzuweisen.

Daraus wiederum speist sich sein zweites lebenslanges Musikermerkmal: der immerwährende Selbstzweifel. Es trägt sich praktisch keine Begegnung mit dem Mann zu, ohne seinerseits eingestreuete Bedenken ob seines Könnens. Wenn er alle Jubeljahre sein berühmtes Quartett, bestehend aus Brad Mehldau, Christian McBride und Brian Blade wiedervereinigt, wundert er sich darüber, im Verbund dieser „Weltklasse-Musiker“ spielen zu können. Eine absurde Form des Kokettierens des vielfach Grammy-Nominierten ist das nicht. Vielmehr offenbart Redman mit derlei Aussagen seinen beständigen Kampf gegen das eigene gefühlte Unvermögen.

Flehendes Intro

Damit ist er wie gemacht für den Jazz. Beständiger Veränderungswunsch und Entwicklungswunsch nebst Anpassungsgabe an die Verhältnisse ihrer jeweiligen Umgebungen liegen in der Natur dieser Musik begründet. Jazz ist mit anderen Worten unbedingt Musik zur Zeit, in der sie spielt. So gesehen macht der ewige Selbstnörgler Redman auf „Where Are We“ alles richtig. Das Album beginnt mit flehendem Solo-Saxofon-Intro. Als bete er fürs



Die Joshua Redman Group: Aaron Parks (v. l.), Joshua Redman, Gabrielle Cavassa, Brian Blade, Joe Sanders. FOTO: ZACK SMITH

Empfangen der heilenden Kräfte des Heiligen Geistes, stößt der Großgewachsene lang gezogene Noten in den Himmel. Wohlbedacht greift er dabei das Thema des Woody-Guthrie-Folksongs „This Land Is Your Land“ auf. Von genretypischer Geschwätzigkeit fehlt jede Spur.

Stattdessen wird der Platteneinstieg im weiteren Verlauf zum Requiem geformt. Ein zunächst unscheinbares Pianomotiv nimmt die Fährte kontemplativ auf, bis die aus New Orleans stammende Sängerin Gabrielle Cavassa die Regieführung

übernimmt. „After Minneapolis (Face Toward Mo-u-rning)“ heißt das Aufmacherstück des Albums. Das eingeschobene „u“, mit dem Redman aus dem Morgen die Trauer macht, gilt es unbedingt zu beachten.

„Die Nummer begann als Instrumentalkomposition. Ich habe sie am 31. Mai 2020 geschrieben, sechs Tage nach dem Mord an George Floyd“, erzählt Redman. „Erst anderthalb Jahre später habe ich versucht, sie mit Worten zu versehen. Ich hatte noch nie zuvor einen Text geschrieben.“

Die Spaltung der US-Gesellschaft

Warum auch, will man ihm entgegen. Seine Kompositionen, die er seit inzwischen drei Jahrzehnten in schöner Regelmäßigkeit auf Tonträgern präsentiert, waren praktisch immer von unbedingtem Dialogwillen geprägt. Den sieht er mit Blick auf sein Land in Gefahr. Nicht erst seit dem rassistisch motivierten Mord an Floyd in Minneapolis. Der voranschreitenden Spaltung der US-amerikanischen Gesellschaft ist er sich freilich vor allem als Schwarzer nicht erst seit der Präsidentschaft Donald

Trumps bewusst. Allgegenwärtiger Rassismus wird auf der anderen Seite des Atlantik, im modernen Amerika, seit etlichen Jahrzehnten geflüchtend unter den Teppich gekehrt. Die blutende Wunde wurde jedoch in den vergangenen 15 Jahren allzu offensichtlich. Redmans neue Band begegnet ihr mit Querverweisen auf die Protestnote, die dem Jazz seit jeher innewohnt.

Elf Fremdkompositionen folgen dem einzigen Redman-Original. Jedes einzelne Stück betrachtet einen amerikanischen Bundesstaat oder eine Stadt im Kontext des Mordes an Floyd. Die moderne Deutung von John Coltranes „Alabama“, das Anfang der 60er Jahre als Antwort auf einen Anschlag des Ku-Klux-Klans entstand, gewinnt in diesem Zusammenhang ungemein an tagesaktueller Bedeutung. Aber auch Bruce Springsteens „Streets Of Philadelphia“, bereits unzählige Male gecovered, erscheint in neuer Bedeutung. Gemeinsam mit Gabrielle Cavassa (Gesang), Aaron Parks (Piano), Joe Sanders (Bass) und seinem Freund Brian Blade (Schlagzeug), setzt Redman jedoch keineswegs auf die erschütternde Kraft des Jazz.

Viel mehr ist „Where Are We“ in

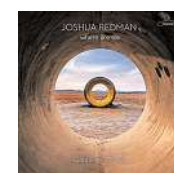
seiner durchweg balladesken Ausrichtung eine Meditation, der das aufrüttelnde Moment beinahe paradoxerweise innewohnt. Cavassas intimer, verletzlich wirkender Gesang will die Wahrnehmung der Platte auf idyllische Spur führen. Dort angekommen, weckt das Instrumentalisten-Quartett jedoch beständig mittels tief emotionaler Solo-Ausbrüche auf.

Der Song „Chicago“ stellt die Neuinterpretation des Count-Basie- und Jimmy-Rushing-Klassikers „Goin to Chicago“ dar. Cavassa nahm einige der ursprünglichen Strophen und entwickelte daraus ihren eigenen, persönlicheren lyrischen Ansatz. Redman bediente sich der melodischen und harmonischen Motive aus Sufjan Stevens' „Chicago“ und strickte sie um eine Bluesform herum. „Die musikalische Grundstimmung der Platte ist vor allem langsam, sanft, lyrisch und romantisch“, kommentiert Redman. „Aber sie ist auch düster und sehnsüchtig und manchmal sogar quälend. Ich wollte Musiker, die bereit sind, sich auf die Schönheit, die Melancholie und das Geheimnisvolle einzulassen.“

Der „amerikanische Mythos“

Fündig wurde er neben seiner Kernband bei den beiden Gast-Gitarristen Kurt Rosenwinkel und Peter Bernstein, dem Vibrafonisten Joel Ross und dem Trompeter Nicholas Payton. Obschon etliche Teile des Albums um die Zerstörung von Leben kreisen, die zählen und wichtig sind, will Redman „Where Are We“ weder als reines Protest- noch als Konzeptalbum verstanden wissen. In seiner neuen Musik gehe es um die Betrachtung der unzähligen Dinge, für die Amerika gehalten wird, die es sein könnte und die es in gewisser Weise auch ist, meint er.

„Es geht um den amerikanischen Traum, den amerikanischen Mythos, die amerikanische Romantik und die amerikanische Realität. All das kann in Kombination, Nähe und Spannung nebeneinander existieren. Die Platte ist gleichzeitig eine Feier, Untersuchung und eine Meditation – mehr eine Reihe von Fragen oder Überlegungen als eine klare, endgültige Aussage.“



Joshua Redman
„Where Are We“
Blue Note/Universal
Music

ZUR PERSON

1969 in Kalifornien geboren

Joshua Redman wurde am 1. Februar 1969 im kalifornischen Berkeley in direkter Nachbarschaft zu San Francisco geboren. Schon in Kinderjahren stand ihm eine Reihe Instrumente zum Ausprobieren zur Verfügung. Mit neun Jahren probierte er sich an der Klarinette aus, bevor er ein Jahr später zum Tenor-Saxofon fand, das bis heute sein Hauptinstrument geblieben ist.

Sein Studium der Sozialwissenschaften schloss Redman mit summa cum laude an der renommierten Harvard-Universität ab. In der New Yorker Jazzszene angekommen, wurde er bald zum gefragten Solisten und nahm im Laufe seiner drei Jahrzehnte andauernden Karriere Alben mit Brad Mehldau, Pat Metheny, Charlie Haden und Billy Higgins auf. Redman lebt mit seiner Frau Gabrielle Armand und zwei Kindern in der Bay Area in Nordkalifornien.

ALBUM-CHECK II

Pop

Kylie Minogue
„Tension“

BMG/Warner Music



Spannung verspricht der Titel des neuen Minogue-Alboms. Da wäre es eigentlich angebracht, der avisierten Erregung mehr als Rastlosigkeit folgen zu lassen. Genau in diese Falle tappt die gute Kylie jedoch ganze elf Stücke lang. Gäbe es so was wie musikgewordene Schaumpartys, wäre „Tension“ eine Blaupause: Alles steht pausenlos unter Dampf, die Stimme stellt ausgelassene Stimmungslagen in Dauerschleife dar, immerzu ermüdend präzise produziert. Die darin auferlegten Richtlinien fürs Songwriting hat die Popmusikerin woanders zum Glück längst vergessen. Die Kette verliert wirkender ultrahipster Disco-Sound-Effekte schafft ausnahmslos verzweifelt erscheinende Bilder von Spiegelkugeln, die sich rasant um die eigenen Achsen drehen, um scheinbar okkulten Tanzritualen zu nutzen. So viel Paranormales zu Italo-Disco-Piano dient der ewigen Ersatz-Madonna vor allem zu einem Zweck: Hallo Wembley-Arena! Für Inszenierungen in blassen Mehrzweckhallen ist diese Klangkulisse wie gemacht. (ML)

Indierock

The National
„Laugh Track“

4AD/Beggars Group/Indigo



„Laugh Track“, das zweite Album von The National in diesem Jahr, kommt quasi aus dem Nichts und erscheint zunächst nur online. CD und Langspielplatte sollen am 17. November folgen. Erst im April hatte das gefeierte US-Quintett um Sänger Matt Berninger den Vorgänger „First Two Pages Of Frankenstein“ veröffentlicht, dessen Entstehungsgeschichte von einer tiefen Depression Berningers in der Corona-Zeit überschattet war, die beinahe zum Auseinanderbrechen der Band geführt hätte. Auch die zwölf Stücke von „Laugh Track“ haben dort ihre Wurzeln. Allerdings wirken sie wie extrovertierte Geschwister, mit denen The National zu einem rockigeren Sound zurückkehren, wie er etwa auf „High Violet“ (2010) zu finden war. Das Schlagzeug von Bryan Devenorf rückt wieder in den Vordergrund („Deep End“, „Dreaming“), ohne dass die Band auf ruhigere Americana-Momente verzichtet („Hornets“). „Smoke Detector“, live aufgenommen, zeugt von Katharsis. Die Wiedergeburt von The National ist vollendet. (chr)

Avantgarde-Pop

Will Butler + Sister Squares
„Will Butler + Sister Squares“

Merge/Cargo

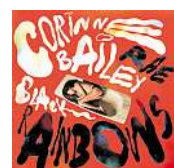


Folgt man dem Werk von Arcade Fire aufmerksam, dann sind die Klanglandschaften auf dem Album, das Will Butler mit seiner aktuellen Band Sister Squares aufgenommen hat, nicht neu. Der jüngere Bruder von Frontmann Win Butler hatte Arcade Fire Ende 2022 verlassen. Aus keinem besonderen Grund, wie er betonte, sondern einfach, um etwas anderes zu machen. Schon zwischen 2015 und 2020 wandelte Will Butler immer wieder auf Solopfadern, drei Alben entstanden. Für den Spike-Jonze-Film „Her“ (2013) schrieb er mit Owen Palllett den Grammy-nominierten Soundtrack. Nun also die Sister Squares als neues Projekt – quasi ein Familiending mit Butlers Ehefrau Jenny, deren Schwester Julie, Sara Dobbs und Miles Francis. Die 14 Stücke bieten gut gemachten, einnehmenden Avantgarde-Pop mit vielen 80er-Jahre-Referenzen. „Stop Talking“, „Willows“ oder „Long Grass“ klingen nach David Bowie oder Level 42 – nicht neu, aber so, wie man sich eine Fortsetzung von Arcade Fire gewünscht hätte. (chr)

Pop

Corinne Bailey Rae
„Black Rainbows“

Thirty Tigers/Membran



Mitte der 2000er Jahre als englische Antwort auf die unverschämte erfolgreiche Norah Jones in die Verkaufshitparaden auf beiden Seiten des Atlantik katapultiert, zündet Bailey Rae auf ihrem vierten Album gleich mehrere Knaller. Inspiriert von Werken des amerikanischen Konzeptkünstlers Theaster Gates, überschreitet sie beständig die Grenzen von diesseitigen Erfahrungen und Bewusstsein mit Musik, die in alle Richtungen ausbricht. Ganz gleich, ob sie ihre Fühler zum Jazz, zum Soul, zu Punk- oder Thrash-Noise-Spitzen ausstreckt, zwingt sie ihre Zuhörer dazu, die vorhandenen Vorstellungen ihres Künstlerinnenstatus zu korrigieren. Es geht ihr dabei nicht ums Provizieren, sondern um eine andere, vielleicht wahrhaftigere Darstellung schwarzer Weiblichkeit, Zeit als Variable und das Erbe der kulturellen Achse Afrika-Amerika-England. So delikat sie ihre Musik hier und da radikalisiert, platziert sie ihre Songs im nächsten Moment wieder im versöhnlichen, zeitgemäßen Pop. (ML)

Jazz

Gregory Hutchinson
„Da Bang“

Warner Music



Als Schlagzeuger ist Hutchinson seit den frühen 90er Jahren eine Modern-Jazz-Galionsfigur. Was dem Groove-Flankierenden von John Scofield und Roy Hargrove bislang in der Vita fehlte, war ein Soloalbum. Richtig „solo“ ist sein Debüt nicht ausgefallen, was in der Natur der Sache begründet liegt. Der Drummer schickt sich nämlich 15 Stücke lang an, mit deutlichen Hip-Hop- und Funk-Querverweisen Pop-Fans zum Jazz zu konvertieren. Dafür bedarf es offensichtlich mindestens zwei Dutzend Gastsänger und -Instrumentalisten, die das ganze Unterfangen zum Mischmasch deuten. Dagegen ist prinzipiell nichts einzuwenden, solange derlei Patchwork-Arbeiten spontan gestaltet werden. „Da Bang“ bleibt jedoch in bemüht produzierten Soundcollagen hängen. Die Stimme in „Crazy Games“ versprüht den Charme von manieriertem Gebrauchssoul, Hutchinson selbst trommelt dazu schepfernde Vintage-Patterns, die Robert Glasper längst origineller inszenierte. Vertane Mühe steckt in der Platte. (ML)